

Die Barmherzigkeit in unseren Gemeinschaften: Prophezeiung, Nähe, Hoffnung

Geschaffen, um geboren zu werden

Die Barmherzigkeit Gottes, die wir betrachten, feiern, erbetteln und durch die Mutterschaft der Kirche empfangen, darf nicht ein Souvenir werden, eine Nostalgie. Sie muss Same neuen Lebens für jeden von uns und für die Gemeinschaft sein. Gott schenkt uns seine barmherzige Liebe, damit wir leben. Der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn sagt uns allen zweimal den Grund seiner überfließenden Freude: „Mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden“ (Lk 15,24; 14,32).

Der Vater jubelt, verkündet laut die Auferstehung seines Sohnes, so als wäre das etwas, das ihm sein heimkehrender Sohn mitgebracht hat. Aber in Wirklichkeit ist es seine Barmherzigkeit, die den Sohn auferstehen ließ, die ihn als Sohn auferstehen ließ. Denn der Sohn ist zurückgekehrt, um wie ein Tagelöhner des Vaters behandelt zu werden. Er ist zurückgekehrt, um zu *überleben*, um etwas zum Essen zu haben, um nicht vor Hunger zu sterben. Er dachte nicht daran zu leben wie ein Sohn, er kehrte nicht zurück, um als Sohn neues Leben zu empfangen. Er dachte, er könnte sich mit dem Überleben, mit einem halben Leben zufriedengeben. Und da überrascht ihn der Vater. Der barmherzige Vater überrascht alle. Er begnügt sich nicht mit einem halb toten oder halb lebendigen Sohn: Er will, dass er voll und ganz lebt, er will, dass er voll und ganz Sohn ist. Er hat nicht so lange in Angst und Schmerz gewartet, nur um einen Lohnarbeiter mehr zu haben. Arbeiter hatte er genug. Sein Herz will Söhne haben, es will Söhnen Leben schenken. Seine Liebe will Söhne hervorbringen, will das Leben weitergeben, sein Leben, und nicht nur seine Güter, das physische Leben, das sich von Speise ernährt.

Das lässt uns verstehen, dass Gott in der Barmherzigkeit seine Fruchtbarkeit, d.h. seine Vaterschaft aufs Spiel setzt. Gott ist nicht einfach ein Schöpfer, der die Maschine der Welt in Gang setzt, so dass sie funktioniert. Gott ist ein Vater, der erschafft, um neues Leben hervorzubringen, um Vater seiner Geschöpfe zu sein, so wie er Vater des eingeborenen Sohnes ist. Und der Mensch ist der Höhepunkt dieser Schöpfung und somit dieser tiefen, ewigen Absicht des göttlichen Herzens.

Halb lebendig oder halbtot

Unser Problem besteht somit darin, dass wir und unsere Gemeinschaft uns oft mit dem Überleben zufrieden geben, anstatt vom Vater das volle, das ewige Leben zu empfangen, das er uns durch die Gemeinschaft mit dem Sohn im Heiligen Geist schenkt.

Ich sagte, dass der jüngere Sohn sich mit einem halben Leben zufriedengegeben hätte, als Tagelöhner des Vaters, der wenigstens zu essen hatte, um nicht vor Hunger zu sterben. Aber auch der ältere Sohn lebt sein Leben als Sohn nicht voll und ganz. Er wirft dem Vater vor, ihm nicht einmal ein Ziegenböcklein zu geben, um mit seinen Freunden zu

feiern. Das bedeutet, dass er sich damit abfinden würde und dass für ihn das Leben und die Freude darauf beschränkt sind, mit seinen Freunden gelegentlich Feste steigen zu lassen und einen guten Ziegenbraten zu essen. Ich denke da an alle, die heute für etwas eng Begrenztes leben, für die Arbeit, für die Freizeit, für den Sport, für das Internet, für die Gesundheit, für den Wohlstand der eigenen Familie ... Sie alle geben sich damit zufrieden zu überleben, sie können sich nicht einmal vorstellen, dass Gott uns ein erfülltes Leben, ein ganzes Leben, ja sogar ein ewiges Leben als seinen Söhnen und Töchtern geben will.

Gott ist heute mehr denn je gerade dieser Suchende, den der heilige Benedikt im Prolog seiner Regel beschreibt, der umhergeht und „in der Volksmenge (*in multitudine populi*) ruft: Wer ist der Mensch, der das Leben will und gute Tage zu sehen wünscht?“ (RB Prol 14-15; Ps 33,13)

Gott hungert danach, uns Leben zu schenken, ein erfülltes Leben, ein glückliches Leben, nicht erst im Himmel, sondern hier und jetzt, in den Tagen, in denen wir leben. Es scheint aber, dass Gott Mühe hat, jemanden zu finden, der wirklich glücklich leben möchte. Der eine Sohn kommt zurück, weil er Hunger hat, der andere gibt sich mit einem Ziegenböcklein zufrieden ... Was für eine Katastrophe ist diese menschliche Familie! Armer Gott!

Anstatt aber sich deprimieren zu lassen oder wütend zu werden fährt Gott fort, Vater zu sein, d.h. barmherzig zu sein und sich darum zu bemühen, uns davon zu überzeugen, dass wir alles von ihm erlangen, alles erhalten können: „Alles, was mein ist, ist dein!“ (Lk 15,31). Seit jeher teilt Gott alles mit uns. Indem er uns erschafft, teilt er mit uns das Sein, das Leben, die Fähigkeit zu lieben, uns zu kennen, alles. Wir sind sein Ebenbild. Alles, was ihm gehört, gehört uns; alles, was er ist, sind auch wir, mindestens hinsichtlich unserer Berufung und Bestimmung.

Wir verhalten uns aber so, als würden wir uns damit begnügen, nur halb zu leben, wir übersehen das Angebot des Vaters, das totale Angebot in seinem Sohn, der für uns gestorben und auferstanden ist, das Angebot, Söhne Gottes zu sein, das göttliche Leben zu leben.

Am 15. Sonntag im Jahreskreis haben wir das Evangelium vom Barmherzigen Samariter gehört. Mich hat vor allem die Beschreibung des Zustandes betroffen gemacht, in welchem der zusammengeschlagene und ausgeraubte Mann gefunden wurde: „Sie ließen ihn halbtot liegen“ (Lk 10,30). Die Übersetzungen in die modernen Sprachen übernehmen wörtlich den Sinn des griechischen Textes: *hemi-thanes*, halbtot. Der lateinische Text sagt aber *semivivo*, halb lebendig. Es geht da ein wenig um die bekannte Frage, ob ein Glas halbvoll oder halb leer sei, je nachdem ob wir eher optimistisch oder pessimistisch sind.

Wie auch immer, was mir aufgefallen ist, ist dieses halbe Leben, das dem überfallenen Mann fehlt, und wie der barmherzige Samariter sich selber hingibt, seine Zeit, seine Kräfte, seine Pflege, sein Geld, um dem Mann zu helfen, das volle Leben, das er verloren hat, das ihm geraubt worden war, wieder zu erlangen. Die Barmherzigkeit ist die göttliche Realität, die väterliche, mütterliche Realität, die es uns ermöglicht, in Fülle zu leben, nicht nur wie „Halbtote“ oder „halb Lebendige“.

Wir wissen, dass Jesus in der Gestalt des barmherzigen Samariters sich selber dargestellt hat, seine Nähe, der Nächste des sündigen, verwundeten Menschen, der vom Bösen und von der eigenen Sünde der Fülle des Lebens beraubt worden ist. Jesus hat sich zum Nächsten jedes menschlichen Geschöpfes gemacht, um es zu einem vollen Leben zu führen, zu einem völlig lebendigen Leben, für das es geschaffen ist. Und Jesus will, dass wir von ihm lernen, selber gegenseitig füreinander der Nächste zu werden, der hilft, voll und ganz zu leben, nicht halbtot oder halb lebendig zu bleiben.

Wir finden diese Dynamik von Anfang, von der Erschaffung Adams an. In den Erzählungen der Erschaffung Adams und Evas steckt bereits die Idee eines nicht vollständigen Geschöpfes. Es ist nicht voll und ganz lebendig ohne das Eingreifen eines Andern, der es vollendet, der es ins volle Leben führt, für das es geschaffen ist. Als Gott Adam aus Erde formte, ist dessen Leib nicht richtig lebendig, bevor Gott ihm den Lebensatem in die Nase bläst (vgl. Gen 2,7). Aber auch ohne die Frau fühlt sich der Mann nicht als vollständiges, wirklich lebendiges und glückliches Wesen (vgl. Gen 2,18-23). Und jedes Mal kommt Gott dem halb lebendigen Menschen zu Hilfe, um ihm das vollständige, erfüllte Leben zu schenken.

Barmherzig wie der Vater

Teilhaben an der Barmherzigkeit Gottes, „barmherzig wie der Vater“ werden (Lk 6,36) bedeutet somit, sich für das Leben, das unserem Bruder, unserer Schwester fehlt, verantwortlich zu machen, den Mangel auf sich zu laden. Es bedeutet besorgt sein – Romano Guardini würde das „Sorge um den Menschen“ nennen – d.h. Sorge tragen für ein volles Leben unseres Mitmenschen. Wir sind barmherzig wie der Vater, wie Gott, wie Christus, wenn wir nicht über das Bedürfnis unseres Bruders, unserer Schwester nach Leben hinweggehen, wenn wir das, was dem Bruder fehlt, um ein erfülltes Leben zu leben, auf uns nehmen.

Der Gesetzeslehrer stellt die Frage: „Wer ist mein Nächster?“ (Lk 10,29). Jesus dreht diese Frage um und macht sie zu einer Frage über sich selbst, die man so formulieren könnte: „Bin ich der Nächste der Andern?“. Genauso verwandelt Jesus unsere Frage nach Barmherzigkeit, unser Verlangen nach Barmherzigkeit in die Notwendigkeit, selber den andern gegenüber barmherzig zu sein wie Gott uns gegenüber. Im Gleichnis vom Samariter decken sich übrigens „der Nächste sein“ und „barmherzig sein“: „Was meinst du, wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!“ (Lk 10,36-37)

Barmherzig sein deckt sich mit der Nächste sein, und der Nächste sein heißt sich selbst dem andern hingeben, damit sein Leben voll sei, nicht „halb lebendig“.

Wir könnten und müssten die ganze Regel des heiligen Benedikt lesen und deren Charisma verstehen im Sinn einer barmherzigen Begleitung hin zu einem vollen Leben. Die Regel beschreibt alles, was ein guter Samariter sein und tun soll, um dem halbtoten Menschen zu helfen, die Fülle des Lebens zurück zu gewinnen, die Gott ihm schenken will. Wir alle in der Gemeinschaft des heiligen Benedikt sind dazu berufen, an diesem

Werk, das alle andern enthält und zusammenfasst, mitzuarbeiten. Am Anfang der Regel steht ein Samariter-Gott, der in der Menge den Menschen sucht, der sich nach dem vollen Leben sehnt, das er verloren hat („Willst du das wahre und ewige Leben haben...“, Prol 17), und einen Weg anbietet, damit schließlich alle von Christus „miteinander zum ewigen Leben“ geführt werden (RB 72,12).

Das Bewusstsein, nicht wirklich zu leben

Übersehen wir nicht, dass der heilige Benedikt sich nicht damit zufrieden gibt, dem verletzten und halbtoten Menschen wie einem passiven, bewusstlosen Patienten beizustehen. Im Prolog spricht er mit ihm, er fordert seine Freiheit, seine Sehnsucht nach Leben heraus. So wie Jesus den Gelähmten, der doch ein „halb lebendiger“ war, fragt: „Willst du gesund werden?“ (Joh 5,6)

Der heilige Benedikt verlangt nicht einfach, barmherzig wie der Vater zu werden. Er verlangt vor allem, dass wir uns unserer Armseligkeit bewusst werden, unserer Situation eines „reduzierten“ Lebens, und er fragt, ob wir wirklich voll und ganz leben wollen, ob wir tatsächlich wollen, dass Christus sich unserer Armseligkeit annimmt, um uns zu pflegen, zu heilen, Leben zu schenken.

Das ist ein wesentlicher Punkt, wenn wir verstehen wollen, worin die Barmherzigkeit in unserer Gemeinschaft besteht. Es wird von uns verlangt, dass wir uns unserer realen Armseligkeit bewusst sind, dass wir um unsere Not wissen, und dass wir deshalb Christus brauchen, dass wir einen Oberen brauchen und eine Gemeinschaft, dass wir uns gegenseitig brauchen. Dieses Wissen ist die Demut, die der heilige Benedikt von uns fordert.

Wann sind wir „halbtot“ oder „halb lebendig“? Wenn unser Leben, unsere Armut, unsere Einsamkeit nicht der Pflege Christi anvertraut werden, der wie der Samariter Mitleid hat mit uns und sich zu unserem Nächsten macht (vgl. Lk 10,33.34). Oft möchten wir, dass Gott und die andern Mitleid haben mit uns, aber wir lassen sie nicht an uns heran, wir gestatten nicht, dass sie sich um uns und unser Elend kümmern. So viele Brüder und Schwestern unserer Gemeinschaften liegen am Boden und stöhnen, weil sie Opfer der andern sind oder sich als solche fühlen. Dann aber wollen sie nicht, dass der Obere, die Gemeinschaft sich tatsächlich um sie kümmern, dass sie gemeinsam mit ihnen das Problem ihres Unbehagens in Angriff nehmen. Andere dagegen sind „halbtot“, finden sich aber mit diesem „halben Leben“ ab, ja wünschen nichts mehr als das, erhoffen nichts sehnlicher als das. Oder sie sind überzeugt, dass ihr „halbes“ Leben bereits ein „erfülltes“ Leben sei.

Im Grunde genommen ist das ein Problem der Idolatrie, wenn wir Mönchen begegnen, die ihre Arbeit, ihr Amt, ihre Autonomie, ihre moralische Vollkommenheit anbeten oder ihre Freundschaften, die andere ausschließen; Mönche, die nichts darüber hinaus wünschen, die sich nicht mehr nach Gott, nach dem Unendlichen, nach dem Ewigen sehnen, das Gott allein ist.

Aber auch die Sorge um die andern, die Rolle des barmherzigen Samariters kann zum Idol werden. Man kümmert sich um einen kranken, behinderten oder alten Mitbruder, und

das geht sehr gut. Aber mit der Zeit konzentriert sich das ganze Leben des Mönchs Tag und Nacht nur noch auf das. Alles andere wird zweitrangig: das Gebet, das Gemeinschaftsleben, auch die Sorge für sich selbst, für die eigene Gesundheit. Und weil man sich als barmherzigen Samariter fühlt, ist die Rechtfertigung dieser Idolatrie sozusagen „göttlichen Rechtes“. Manchmal ist dieser Dienst tatsächlich notwendig, aber meist akzeptieren diese „Heilande“ und „Erlöser“ nicht, dass die Gemeinschaft ihnen hilft, sie ersetzt, sie freistellt, damit sie am Gebet, am Gemeinschaftsleben teilnehmen und sich ausruhen können.

Auch der Samariter braucht Hilfe

Es ist tröstlich und verdient Beachtung, dass auch der barmherzige Samariter des Evangeliums Hilfe brauchte und so frei und einfach war, den Wirt darum zu bitten. Es beweist inneres Gleichgewicht und lässt uns verstehen, dass die Barmherzigkeit, die Gott von uns verlangt, nicht etwas Verrücktes ist, sondern eine geordnete Nächstenliebe, die sich bewusst bleibt, dass auch wir schwach sind und der andern bedürfen, dass auch in uns ein unvollständiges Leben steckt, und dass wir nur Erfüllung finden können, wenn wir uns andern anvertrauen.

Das Entscheidende ist also nicht, wie der Samariter dem verletzten Mann erste Hilfe zukommen lässt, sondern wie er die Not des andern in sein Leben aufnimmt.

Der barmherzige Samariter ist sehr gewissenhaft in der Art, wie er sich um diesen Notfall kümmert. Er macht alles, worauf der Verunglückte angewiesen ist: Er reinigt und desinfiziert seine Wunden und verbindet sie, er lindert seinen Schmerz, er lädt ihn auf sein Maultier, er trägt ihn auf seinen Armen in die erste Herberge, die er antrifft, und wacht die erste, für den Verletzten wohl kritische Nacht bei ihm, kurz, er gehorcht der Realität und dem Realismus der Not dieses Mannes.

Am folgenden Tag aber verlässt er ihn. Er muss weitergehen, seine Reise fortsetzen. Offenbar hat er eine dringende Verpflichtung, der er unbedingt nachkommen muss. Er kann sich nicht völlig vereinnahmen lassen von diesem verletzten Mann. Es gibt familiäre, berufliche oder andere Verpflichtungen, denen gegenüber er ebenso verantwortlich ist. Es gibt andere Personen, für die er ebenso der Nächste sein, für die er auch sorgen muss. Der verletzte Mann, den er am Vortag aufgelesen hat, braucht seine Gegenwart jetzt nicht mehr wie in der vergangenen Nacht. Und der Samariter sieht ein, dass er ihn nicht allein pflegen kann, dass auch er Hilfe nötig hat, um den verschiedenen Aufgaben seines Lebens wirklich nachkommen zu können, dass er nicht alles allein machen kann. Er bittet den Wirt um Unterstützung, er bittet ihn, seine Entscheidung, der Nächste dieses Mannes zu sein, mit ihm zu teilen.

Er vertraut ihn dem Wirt nicht an, um ihn loszuwerden. Er übernimmt die Kosten, er wird zurückkommen, um nach ihm zu schauen, und wahrscheinlich wird er ihn sogar nach Hause bringen. Aber er tut das alles nicht allein.

Mit der Beschreibung, wie der Samariter gehandelt hat, weist Jesus auf eine geordnete, auf vernünftige, gut organisierte und überlegte Hilfe hin. Er vermittelt uns das richtige Gespür für die Not und auch für die Reaktion auf diese Not. Es ist eine geordnete, überlegte, angemessene Nächstenliebe. Das gilt auch für die Verwendung des Geldes:

Der Samariter gibt zwei Denare, nicht mehr und nicht weniger; und wenn das nicht genügen sollte, würde er bei seiner Rückkehr vergüten, was darüber hinausgeht; er hat aber ausgerechnet und abgewogen, dass es normalerweise ausreicht.

Der Nächste des andern werden heißt nicht, den andern und seine Bedürfnisse vom Kontext der Realität zu trennen, sondern sich seiner Not zu stellen, sie auf sich zu nehmen, indem man umfassend für ihn und für die andern sorgt, mit Rücksicht auf die eigenen Möglichkeiten und auch auf die eigenen Grenzen.

Ein Beispiel für dieses geordnete, überlegte, angemessene christliche Mitleid ist für uns das Kapitel 36 der Benediktsregel, das gerade von der Pflege der Kranken handelt:

„Die Sorge für die Kranken muss vor und über allem stehen. Man diene ihnen wirklich wie Christus persönlich. Er selbst hat ja gesagt: Ich war krank und ihr habt mich besucht; und: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan (Mt 25, 20). Aber auch die Kranken mögen bedenken, dass man ihnen dient, um Gott zu ehren; sie sollen ihre Brüder, die ihnen dienen, nicht durch übertriebene Ansprüche traurig machen. Doch auch solche Kranke müssen in Geduld ertragen werden; denn durch sie erlangt man größeren Lohn. Daher sei es eine Hauptsorge des Abtes, dass sie unter keiner Vernachlässigung zu leiden haben. Die kranken Brüder sollen einen eigenen Raum haben und einen Pfleger, der Gott fürchtet und ihnen sorgfältig und eifrig dient. Man biete den Kranken, sooft es ihnen guttut, ein Bad an; den Gesunden jedoch und vor allem den Jüngeren erlaube man es nicht so schnell. Die ganz schwachen Kranken dürfen außerdem zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit Fleisch essen. Doch sobald es ihnen besser geht, sollen sie alle nach allgemeinem Brauch auf Fleisch verzichten. Der Abt sehe es als eine Hauptsorge, dass die Kranken weder vom Cellerar noch von den Pflegern vernachlässigt werden. Auf ihn fällt zurück, was immer die Jünger verschulden.“

Barmherzigkeit als Prophezeiung

Das ist eine gute Erläuterung für das, was das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und das ganze Evangelium uns lehren wollen, und wie wir das jeden Tag und in jeder Situation leben könnten und sollten, damit das Reich des Erlösers der Menschheit immer tiefer in das Gewebe unseres Lebens, des Lebens der Gesellschaft eindringen und in uns und in der Welt ein authentisches Menschsein freisetzen kann. Es zeigt aber auch beispielhaft, dass die Prophezeiung der Barmherzigkeit, dass der Nächste des andern werden niemals vom Gehorsam und von der Wahrheit getrennt werden dürfen. Der Prophet ist nicht ein Verrückter. Gott kann von ihm befremdliche Handlungen und Worte fordern, um das Volk aufzurütteln und auf Fehler aufmerksam zu machen. Aber an sich ist eine Prophezeiung immer etwas Vernünftiges, weil sie die Wahrheit offenbart, die volle und letzte Wahrheit der Dinge. Die Prophezeiung ist Ausdruck der Weisheit, und deshalb lädt sie zum Gehorsam ein, sie bietet einen Weg, auf dem man weitergehen, tiefer gehen kann, um nicht nachzulassen oder sich zu verlieren.

Die Prophezeiung weist einen Weg, der uns erlaubt, einem erfüllten Leben näher zu kommen. Deshalb ist die Barmherzigkeit des guten Samariters eine Prophezeiung, die Jesus dem Gesetzeslehrer darlegt, damit auch er auf diesem Weg Fortschritte mache: „Geh und handle genauso!“ (Lk 10,37). Ein echt prophetisches Zeichen, ein Beispiel

prophetischen Lebens ist nicht nur ein *Beispiel* für die Nächstenliebe, sie ist ein Akt der Barmherzigkeit und der Liebe für das Leben desjenigen, der es sieht. Denn es weist den Weg zum Leben, den man wirklich gehen kann, wenn man dem prophetischen Zeichen gehorchen will. Für Jesus ist der halbtote Mensch, der sich wieder auf den Weg zu einem neuen Leben begeben muss, der Gesetzeslehrer selbst, der vor ihm steht, denn dieser ist für Jesus der Nächste.

Jesus wird zum Nächsten des Gesetzeslehrers, der ihn fragt, was er tun müsse, „um das ewige Leben zu gewinnen“ (Lk 10,25). Er hat noch nicht die Freiheit zu lieben, und deshalb sucht er sich zu rechtfertigen: „Und wer ist mein Nächster?“ (Lk 10,29). Da Jesus sieht, dass er noch „halbtot“ ist, dass er noch nicht voll und ganz lebt, macht er sich zu seinem Nächsten mit seinem Wort. Er wird der Nächste seiner Freiheit, seiner Sehnsucht nach Leben, seinem Herzen, das nach Glück hungert, er spricht mit ihm über die Barmherzigkeit, die Barmherzigkeit für alle und die alle üben können, auch die ungläubigen Samariter.

Die Prophezeiung unseres Lebens müsste geradezu ein lebendiges Evangelium der Barmherzigkeit sein, das das verletzte und kranke Herz eines jeden Menschen betroffen macht und aufleben lässt. Es müsste die Freiheit dazu verlocken, einen Weg der Barmherzigkeit zurückzulegen, einen Weg, auf dem er durch die gelebte Barmherzigkeit der Nächste seines Bruders wird. Und dieses Prophetentum müssten wir vor allem in der Gemeinschaft leben, wir müssten für uns gegenseitig Propheten der Barmherzigkeit Gottes sein. Das müsste die Natur und Substanz der Beziehungen in der Gemeinschaft sein, wie der heilige Benedikt sie gewollt hat, damit wir vereint und gemeinsam vom „halben Leben“ zum ewigen Leben übergehen. Und wenn das geschieht, dann wird die Gemeinschaft Prophezeiung für die andern, für alle.

Das ist eine Prophezeiung der Auferstehung, welche jede Hoffnung begründet. Die Barmherzigkeit ist die Erfüllung des Lebens für denjenigen, der sie übt, wie für denjenigen, der sie empfängt. Dieser Übergang vom „halben Leben“ zur Fülle des ewigen Lebens ist eine authentische Auferstehung, eine Erfahrung der Auferstehung Christi, der nicht nur die „Halbtoten“ besiegt, sondern den Tod überhaupt, die Frucht der Sünde.

Mit diesem Glauben müssen wir in der Liebe das Fundament unserer Hoffnung sehen, der Hoffnung für alle, die „halb leben“, d.h. wir als Einzelne oder als Gemeinschaft. Denn Jesus ist schon jetzt unser Nächster, er sorgt für uns, er vertraut uns denjenigen an, die uns in seinem Namen helfen können, und er bezahlt alles mit dem Blut seines Kreuzes.

Wir dürfen uns aber nicht darauf beschränken, auf seine Barmherzigkeit zu hoffen. Wir müssen ebenso mit Sicherheit darauf vertrauen, dass auch wir barmherzig werden können wie der Vater. Denn gerade das ist die Fülle des Lebens, das ewige Leben, das Jesus uns schenkt in unserer Armseligkeit, die sich heilen und lieben lässt von ihm, damit sie von ihm den Blick lerne, mit dem wir die Armut unseres Nächsten sehen sollen. Unsere Armseligkeit, unser Leben, das nie vollkommen lebendig und glücklich ist, wird so zum Instrument, mit dem wir die Erfahrung der Barmherzigkeit machen, nach der sich jeder Mensch sehnt, vor allem derjenige, der die Kraft nicht mehr hat, Hilfe zu suchen.

Der Samariter hat die Not des verletzten Mannes in seinem Innern, in der Wunde seines Herzens, wahrgenommen. Das ist das Bild Christi, der am Kreuz unseren Durst nach Barmherzigkeit erlitten und dem Vater mit seinem ganzen Leben aufgeopfert hat.

Gott liebt uns wie sich selbst in der Gabe des Heiligen Geistes

Die eigentliche Frage im kurzen Gespräch zwischen dem Gesetzeslehrer und Jesus, welches das Gleichnis vom barmherzigen Samariter einleitet, lautet: Wie kann man den Nächsten lieben wie sich selbst, gemäß der Forderung im Buch Levitikus (19,18)?

Kürzlich habe ich mich bei der Lektüre des Gebotes im Buch Levitikus und zitiert im Galaterbrief 5,14 gefragt, ob auch Gott uns geliebt hat wie sich selbst. Denn die Idee, lieben zu sollen, wie wir uns selbst lieben, mutet uns immer etwas seltsam an. Oft lieben wir uns selbst ja nicht wirklich, oder wir lieben uns schlecht, indem wir nur unsere eigenen Vorteile und unsere Ehre suchen, die uns unglücklich machen. Oder es scheint uns, dass sich selbst lieben die Liebe zum Nächsten ausschließt...

Ich habe mich also gefragt, ob und wie Gott sich selbst liebt. Und mit einem Schlag wurde mir klar, dass die Liebe Gottes zu sich selbst der Heilige Geist ist. In der Dreifaltigkeit liebt Gott sich in der Liebe des Vaters zum Sohn und in der Liebe des Sohnes zum Vater, und diese Liebe ist der Heilige Geist. In Gott deckt sich die Liebe zu sich selbst mit der Liebe des Andern, und auch die Liebe, mit der Gott sich selbst liebt, ist ein Anderer, ist die dritte Person der Dreifaltigkeit.

Wenn also Jesus uns aufträgt, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, dann will er, dass wir es nach dem Vorbild der Liebe Gottes zu sich selbst, welche der Heilige Geist ist, tun. Die Gabe des Heiligen Geistes bedeutet, dass wir schließlich den Nächsten zu lieben vermögen wie uns selbst durch eine Liebe, die sich nicht auf uns selbst bezieht, weil sie ja die Liebe Gottes, d.h. der Heilige Geist ist. Der Geist ist der Lebenshauch, welcher den Menschen zu einem wirklich lebendigen Wesen macht, das voll und ganz lebt dank dem göttlichen Leben. Pfingsten hat das zu einer geheiligten und wesentlichen Erfahrung für die Kirche gemacht durch alle Charismen und Sakramente, welche die christliche Gemeinschaft beleben und zu einem prophetischen Zeichen der Barmherzigkeit des Vaters machen, der uns liebt und in seinem Sohn, der für uns gestorben und von den Toten auferstanden ist, neues Leben schenkt.

In unserer Gemeinschaft sind wir dazu berufen, uns zu lieben, wie Gott sich selbst liebt, uns im Heiligen Geist, dem Geschenk der Liebe Gottes, zu lieben. Die Jungfrau Maria ist uns Vorbild für diese Liebe im Heiligen Geist, den wir empfangen in der Niedrigkeit unserer Armseligkeit, damit Christus der Gott-mit-uns sein kann, der Gott, der der Nächste eines jeden Menschen und jeden menschlichen Elendes ist. Wenn wir in uns und unter uns, in unserer Gemeinschaft, die Erfahrung machen, dass der Geist unsere Armseligkeit mit seinem sanften Hauch belebt, dann dürfen wir sicher sein, dass die Lebenshoffnung, von der wir Zeugnis ablegen, unüberwindlich ist und Frucht bringen wird, wenn die Zeit gekommen ist, die Zeit Gottes.